
Differenzieren, Kommunizieren, Integrieren

Die Religionswissenschaft als Geisteswissenschaft

Jörg Rüpke

Kein Zweifel, Religion genießt öffentliche Aufmerksamkeit. Sie wird zum Teil als Problem wahrgenommen: In diese Position rutscht zur Zeit häufig der Islam. Sie erregt zum Teil Erstaunen, etwa wenn es um die Massenmobilisierung durch die Bestattungsfeiern von Papst Johannes Paul II. geht oder die Fortdauer religiöser Orientierungen, die sich schlecht mit der prognostizierten Verbindung von Modernisierung und Säkularisierung zu vertragen scheint. Was leistet die Religionswissenschaft? Sie leistet erstens, um ein großes Wort zu bemühen, Welterklärung, antwortet auf Warum-Fragen. Oftmals, zweitens, widmet sie sich nur der schlichten (die Aufgabe ist anspruchsvoll genug) Übersetzung, das gilt ebenso für den sprachlichen wie den kulturellen Bereich. Schließlich, drittens, bietet sie historisch-genetische Erklärungen, welche die gerade im religiösen Bereich oft langen Entwicklungspfade gegenwärtiger Vorstellungen und Institutionen sichtbar machen.

Erklären bezeichnet eine Integrationsleistung: Unverständliches wird in eigene Sprache, wird in eigene Kategorien (wie sie unsere sprachlich vermittelten Weltbilder strukturieren) übersetzt. Neben eine solche Integration tritt aber auch die Herstellung von Differenz durch das Problematisieren. Unterschiede werden aufgezeigt. Es wird da-

rauf aufmerksam gemacht, dass Begriffe nicht mehr das gleiche meinen, dass sich Institutionen geändert haben, dass scheinbar Selbstverständliches eigentlich etwas Besonderes, nicht Universelles ist. Das Erklären befriedet, es reduziert Konflikte oder optimiert Konfliktlösungen. Demgegenüber bewirkt das Problematisieren tendenziell das Gegenteil. Hier werden Alternativen sichtbar, Traditionen in Frage gestellt. Historische Forschung kann angesehene Bürger kriminalisieren. Nicht umsonst bleiben staatliche (oder Unternehmens-) Archive oft jahrzehntelang der Forschung verschlossen. Den Steuerzahler spart das nicht nur Historikerstellen, sondern auch Prozesskosten.

Diese Überlegungen lassen sich mit Blick auf Religionswissenschaft konkretisieren. Diese Disziplin liefert Informationen über öffentliche Festtraditionen, über die institutionelle Erscheinung christlicher und nichtchristlicher Religionen, über den Koran und das Kastenwesen. Sie liefert aber auch Erklärungen von Konversionen, die nicht mit den Erzählungen der Betroffenen übereinstimmen, sie deckt Fehlannahmen europäischer Sri-Lanka-Politik auf oder problematisiert die Kriminalisierung fremder Religionen, von den so genannten Jugendreligionen bis zum Islam. Sie zeigt historische und zeitgenössische Alternativen zum Zwang auf, sich nur zu einer Religionsgemeinschaft als zugehörig zu erklären oder gar zu bekennen.

Diese Antworten machen deutlich: Ein Verzicht auf Religions- wie auf andere Geisteswissenschaften ist schwer vorstellbar. Insofern ist die Zukunft der Geisteswissenschaften nicht zweifelhaft. Selbstverständlich gilt das nicht uneingeschränkt. Die von mir behauptete Position enthält eine normative Vorentscheidung für kulturelle Vielfalt, individuelle Meinungs-, Handlungs-, Religionsfreiheit. Wir kennen in literarischer wie filmischer Form – und historischen Experimenten im deutsch besetzten Polen wie im Kambodscha der Roten Khmer – Utopien, Ge-

sellschaftsentwürfe, die gut ohne Geisteswissenschaften auskommen können und wollten.

Antworten auf Halde

Die Beispiele machen auch deutlich: Die Antworten der Geisteswissenschaften sind nicht immer gefragt. Das hat institutionelle Konsequenzen. Geisteswissenschaftliche Antworten werden nicht schneller produziert als naturwissenschaftliche. Es dauert (allen Studienreformen zum Trotz) rund ein Jahrzehnt, um ein interessiertes Individuum mit guter Schulbildung zu einem Spezialisten, einem geisteswissenschaftlichen Profi zu machen. Dann freilich produziert er drei, vier Jahrzehnte lang Antworten. Die Kultur des orthodoxen Christentums, um gleich ein religionswissenschaftliches Beispiel zu geben, war ein halbes Jahrhundert eine Nebensache. Dass dem nicht mehr so ist und eine Fülle von Wissens- und Beratungsbedarf entstanden ist, erfordert jetzt eine intensive Qualifikation solcher Expertinnen und Experten; aus dem Boden kann man sie nicht stampfen. Der professionalisierte Wissenschaftsbetrieb produziert nicht auf Abruf – just in time – sondern auf Halde.

Hier wird nun die Rede von den Geisteswissenschaften gefährlich. Sie verdeckt die in diesem Bereich (wie in anderen Bereichen explodierenden Wissens) professionalisierte Arbeitsteiligkeit. Die Rückkehr zum Gentleman-Geisteswissenschaftler oder Universalgelehrten als institutionalisiertes Massenphänomen wäre zwar auf den ersten Blick eine billige Lösung, ist aber ebenso schwer vorstellbar wie die Abschaffung des Facharztes.

Wie in der Verteidigungspolitik steht die Gesellschaft hier vor der Frage: Wieviel investiere ich aus Vorsorgegründen in einen Apparat, von dem ich hoffe (im Falle der Geisteswissenschaften vielleicht eher: befürchte), ihn nicht

einsetzen zu müssen? Europäische Byzantinistik, amerikanische Arabistik und deutsche Religionswissenschaft sind Beispiele für ungenügende Vorsorge, wie wir in den vergangenen Jahren gesehen haben. Kurzfristig lässt sich dergleichen kompensieren: Theologen, die auf der konfessionellen Differenzierung des eigenen Religionsunterrichtes bestehen, unterrichten nichtchristliche Religionen; Theaterwissenschaftler erklären religiöse Rituale mit ihrem Vokabular; Soziologen erklären religiöse Bewegungen ohne Blick auf deren weit in die Vormoderne zurückreichende Traditionen. Wenn in der Nacht die Zahnwurzel schmerzt, ist ein praktischer Arzt besser als kein Zahnarzt.

Kommunikation kostet Zeit und Geld

Mein wiederholter Vergleich dient nicht der Verteidigung eines deutschen Status quo, der sich ja immerhin noch dadurch auszeichnet, dass er in Berufungsverfahren eindeutig Generalisten vorzieht, was nicht immer deren internationale Sichtbarkeit befördert. Differenzierung bezeichnet auch ein Problem. Sie verlangt ein gesteigertes Maß an Kommunikation, die Pflege einer gemeinsamen Sprache unter den verschiedenen Experten und sogar die einer allgemein-verständlichen Sprache. Letzteres verursacht, das sei nebenbei bemerkt, hohe Kosten: Wie sich die Alltagssprache ändert, deren Bilder und Weltbilder, so werden auch neue Übersetzungen alter Texte wie fremder Kulturen in gewissen Abständen notwendig. Aber auch das Auffangen fachlicher Differenzierung durch erhöhte Kommunikation kostet Zeit, kostet zunächst Ausbildungszeit, dann Arbeitszeit. Wer die Forderung erhebt, solche Fächer müssten sich in größere Forschungsverbünde integrieren, hat solche Konsequenzen zu bedenken.

Es ist eine der Besonderheiten (um es zurückhaltend zu formulieren und sich nicht gleich dem Vorwurf auszusetzen, nicht die Geisteswissenschaften, sondern professorale Privilegien zu verteidigen) des deutschen Universitätssystems, dass die Anerkennung von Forschungsleistung mit einer Erhöhung der Lehr- und Prüfungsverpflichtung einhergeht. Das Lehrdeputat von Professorinnen und Professoren an deutschen Universitäten belegt im Vergleich zu wichtigen ausländischen Konkurrenten einen Spitzenplatz, ist oft doppelt so hoch. Im Bundesland des Verfassers liegt es sogar höher als das Deputat anderer ebenfalls unbefristet beschäftigter Wissenschaftler mit Lehraufgaben. Solches hat in Deutschland freilich Methode. Auch das Lehrdeputat für Lehrer etwa der Sekundarstufe II liegt über dem Niveau der Notmaßnahmen des Zweiten Weltkrieges. Bezieht man diese Beobachtungen auf das Problem der kleinen Fächer, scheint es mir Heuchelei, wenn diese einen höheren Forschungsoutput erbringen sollen und zugleich die finanziellen Zuweisungen von Studenten- und Drittmittelzahlen abhängig gemacht werden. Weder erscheint eine Erhöhung von Studierendenzahlen immer sinnvoll, noch bezeichnet die Akquise höherer Verbrauchsmittel schon einen gesteigerten Ertrag.

Kommunikation betrifft nicht nur den innerwissenschaftlichen Verkehr. Gerade in den Geisteswissenschaften sind Publikationen und zumal monographische Publikationen nicht nur Teil einer wissenschaftlichen Kommunikation unter Zeitgenossen. Zum Teil sind sie Arbeit für ein kulturelles Archiv, das vielleicht erst in Jahrzehnten Leser und Aktualisierung findet – Grundlagenforschung arbeitet, noch einmal, auf Halde. Zum Teil wenden sie sich an ein Publikum, das nicht diejenigen Fragen schon hat, auf die es in Internet-Enzyklopädien schnelle und nicht immer zuverlässige, vor allem aber knappe Antworten findet, sondern an ein Publikum, das offen ist, Facetten der Wirklichkeit zu re-

flektieren, an die es vorher nicht einmal gedacht hat; offen ist, von der eigenen Vergangenheit mehr zu erfahren, als für die Sinnstiftung im Alltag notwendig wäre; offen ist, in einer globalisierten Welt fremde Vergangenheiten und Kulturen in die eigene Vergangenheit und das eigene Reservoir kultureller Möglichkeiten einzubeziehen. Diese Verbreitung von Wissen folgt nicht primär den Mechanismen öffentlicher Aufmerksamkeit, die den fernsehbekannten Schwadronneur der Spezialistin vorzieht (Wissenschaftler verschwenden oft vergeblich darauf Zeit, das zu verändern), aber sie erfolgt auch nicht von selbst. Es sind Verleger, welche die Aufgabe der Distribution eines Wissens übernehmen, bei dem sich der Unterschied zwischen Sachbuch und Fachbuch nicht an der Existenz von Fußnoten ablesen lässt. Auch hier ist der schwache Schutz geistigen Eigentums in der deutschen Gesetzgebung, der Kopiergerätehersteller entlastet und die außerverlegerische Verbreitung fördert, kurzsichtig – Wissensverbreitung bedarf des Professionellen. Und auch diese Form der Differenzierung und Arbeitsteilung erfordert mehr Kommunikation; über Sprache und Anlage, über Zielgruppe und Voraussetzungen – um so in Werbung wie im Produkt die Kommunikation mit den Leserinnen und Leser erfolgreich zu machen.

Das gilt vor allem auch für die primäre Zielgruppe und die wichtigsten Multiplikatoren universitären Wissens, die Studierenden. Vorab gesagt: Lehre kann und muss besser werden – nicht einheitlicher (wie manche Akkreditierungsverfahren suggerieren). Hochschuldidaktik ist kein Forschungsgebiet, das dem Millionenheer der Studierenden angemessen ausgebaut ist, noch weniger ein Unterrichtsfach für die zukünftigen oder schon praktizierenden Hochschullehrer. Weder das Festhalten an Lehrformen aus der Zeit vor der Massenuniversität noch die unreflektierte Multimedialisierung, weder selbstgestrickter Fernunterricht noch die Erzeugung von Interferenzen durch die Ver-

doppelung des Mediums Sprache in der Powerpoint-Präsentation zum Vortrag verdecken dieses Defizit an Professionalisierung.

Der Bologna-Prozess hat vielfach zur Reflexion von Studieninhalten geführt, selten aber zur notwendigen Differenzierung. Wo der Bedarf an Spezialisten und professionellen Geisteswissenschaftlern abgestritten wird, Geisteswissenschaft als biographische und kulturelle Spielwiese erscheint, die spätestens nach dem BA durch eine richtige Berufsausbildung abgelöst werden muss, ist eine ernsthafte Auseinandersetzung über eine solche kaum möglich. Zweifellos ist eine breite Vermittlung geisteswissenschaftlicher Gegenstände, Fragestellungen und Methoden auch unter Personen, die dann eine andere Orientierung einschlagen, zu begrüßen. Nicht jeder geisteswissenschaftliche BA-Absolvent muss anschließend ein ebenso orientiertes MA-Studium anschließen. Aber es gibt ihn, den Bedarf an Englisch- und Geschichtslehrerinnen und -lehrern, an Landesarchäologen und Museumspädagogen, an Stadtplanern und Konservatoren, an Afrikaexperten und Japanischübersetzern, an Islam- und Buddhismus-, Ritual- und Schriftkennern. Nur wenn man das akzeptiert, kann man über das Verhältnis von Spezialisierung und Generalisierung reden. Für die Religionswissenschaft ist das schon ein fachinternes Problem. Wieviel Zeit benötigt ein Student für das Erlernen von Grundbegriffen, hermeneutischen und sozialwissenschaftlichen Methoden, was ist an Quellenkenntnissen und Sprachfertigkeiten erforderlich, wieviel liegt an einer lebendigen Kenntnis des Gegenstandes, gegebenenfalls durch Auslandsaufenthalte oder Feldforschung? Solche materialen Kenntnisse sind so gleich spezialisierend, man kann nur schwer Urdu und Altgriechisch, Arabisch und Russisch zur selben Zeit lernen. Da Spezialisierung Kommunikationsfähigkeit erfordert, muss der Islamspezialist mit dem Experten für Polytheismen reden können, muss auch mit Nahosthistorikern, So-

ziologen, Literaturwissenschaftlern und Politolog(inn)en einen Austausch erreichen. Angesichts der Expansion des Wissens und der weltweiten Mobilität der Wissenden scheint es illusorisch, Gesprächsfähigkeit über einen Kanon herstellen zu wollen. So bleibt nur, sie durch die exemplarische Konfrontation mit anderen Sichtweisen und die Bewältigung einer solchen Situation in Seminaren zu meiden – das Erfurter Modell des zur Interdisziplinarität zwingenden *studium fundamentale* versucht genau das zu leisten.

Berufsbefähigung durch Differenzierung und Qualifizierung

Wird damit schon Berufsfähigkeit erreicht? Was darunter verstanden wird, scheinen mir vor allem soziale und mediale Kompetenzen zu sein. Hier gibt es sicher nicht nur den Bedarf an einer allgemeinen Qualifikation von Hochschullehrern, solche Lernprozesse zu organisieren, sondern auch den Bedarf an einem differenzierten Studienangebot in einer fortgeschrittenen Phase (MA), wenngleich eher in Form einzelner Module als ganzer Studiengänge. Dass eine solche Differenzierung und Qualifizierung mit einem entsprechenden Ausbau des dafür geeigneten Personals einhergehen muss, wird politisch (und ökonomisch) schwerer zu vermitteln sein. Es gilt demnach (und dafür sind Geisteswissenschaftler ausgebildet) genau zu sehen, wer hier welche Forderung erhebt. Beschlüsse der Kultusministerkonferenz (KMK) zur Polyvalenz oder Spezifität von Lehramtsstudiengängen scheinen durchaus stärker von der Konjunktur als der Sachlogik abzuhängen, der Ruf nach berufsspezifischer Qualifikation steht im Widerspruch zur Rhetorik und Praxis beruflicher Flexibilität, wie sie in der kurzen Dauer von Arbeitsverträgen oder häufigen Versetzungen zum Ausdruck kommt.

Das kann man nun positiv wenden. Gemessen an den Anforderungen beruflicher Praxis in weiten Bereichen ist die Ausbildung religionswissenschaftlicher Absolventinnen und Absolventen – und sind dementsprechend ihre Chancen – gut. Die Fähigkeit zur Analyse eines komplexen und weit vernetzten gesellschaftlichen Bereiches Religion umfasst typischerweise nicht nur den Dialog mit Natur- und Sozialwissenschaften, sondern auch – und das scheint mir für die Geisteswissenschaften noch wichtiger – die Fähigkeit, naturwissenschaftlich und ökonomisch geprägte Lebensbereiche zum Gegenstand der Untersuchung zu machen. Die exemplarischen Kenntnisse fremder Kulturen und die Beherrschung fremder Sprachen, zumeist mit längeren Auslandsaufenthalten verbunden, sind bei Hauptfachstudierenden der Religionswissenschaft in der Regel gegeben. Sie haben ihren Gegenstand – Religion – als eine medienvermittelte soziale Praxis, als Ritual und Organisation, als Internet-Phänomen und Lesen von Heiligen Schriften kennengelernt, als Bildsprache und Wurzel von Lebensführung, intellektuellen Diskurs und ethisches Prinzip. Als Studierende eines forschungsintensiven Faches haben sie schon vor einer eigenen Promotion an Forschungsprojekten teilgenommen, Konferenzen mitorganisiert, an Ausstellungs- oder Buchprojekten mitgewirkt, im fachinternen Austausch Formen wissenschaftlicher Kommunikation wie der Elementarisierung eingeübt. Mit entsprechenden Kenntnissen philosophischer Ethik steht ihnen nicht nur in Thüringen der Weg als Ethiklehrer (oder vergleichbarer Fächer) offen. Der diplomatische Dienst und Bildungsplaner, die Marketing- und Personalabteilungen von Unternehmen, Sozialämter und kirchliche Bildungseinrichtungen, Verlage und Unternehmensberater, Massenmedien und Museen brauchen solche Menschen. Von einer Krise der Geisteswissenschaften merken unsere Absolventen nichts.